

Brief eines Stiftlers aus dem Krisenjahre 1796

Jakob Friedrich Märklin an Friedrich Immanuel Niethammer

Von Adolf Beck

Der hier mitgeteilte Brief soll eine kleine Reihe eröffnen, worin zwanglos, ohne Bindung an zeitliche Folge, unbekannte Briefe dargeboten werden, deren Verfasser (und Empfänger) Schwaben von Rang, deren Inhalte von geschichtlichem oder menschlichem Interesse und des Aufhebens wert sind. Der vorliegende Brief gehört samt zahlreichen anderen an Immanuel Niethammer der Universitätsbibliothek Erlangen, der für die Erlaubnis zur Veröffentlichung aufrichtiger Dank gebührt. Der nächste wird von Wilhelm Hartlaub, dem „Ursfreund“ Mörikes, an Gustav Schwab sein, er beleuchtet die Lage Mörikes in Cleversulzbach. –

Es war im ersten Koalitionskrieg gegen Frankreich. Seit Anfang Juni 1796 drängten die Franzosen an der Nordfront über Sieg und Lahn nach Süden und Südosten, Frankfurt und dem Maintal zu. Drei Wochen später setzten sie am Oberrhein die Zange an. Am 24. Juni ging die Rhein-Armee Moreaus bei Straßburg über den Strom, am 28. brach sie bei Renchen das Tor zum Schwarzwald auf, am 2. Juli sprengte sie den Riegel Württembergs, die Alexanderschanze auf dem Kniebis, am 4. nahm sie Freudenstadt, am 18. Stuttgart, am 4. August Ulm. Schwaben, Franken und ein großer Teil von Bayern wurden überschwemmt. Am 7. August schloß Württemberg ruhmlosen Sonderfrieden. Erst am 24. schuf Erzherzog Karl, geduldig überlegen zwischen den zwei Heeresäulen der Franzosen operierend, bei Amberg die Wende. Wieder flutete die Rhein-Armee durch Schwaben. Das Ländchen war verheert, das Volk erbittert. Davon zeugen eindrucksvoll die „Materialien zur Geschichte des Kriegs in Schwaben im Jahre 1796“, die der vortreffliche Johann Gottfried Pahl im Jahr darauf herausgab¹.

Das ist der zeitgeschichtliche Hintergrund des Briefes, den Jakob Friedrich Märklin, ein Stiftsgenosse Hölderlins und Hegels, von Stuttgart seinem Landsmann Friedrich Immanuel Niethammer in Jena schrieb, – am 24. August, dem Tag der Wende.

Märklin ist in der württembergischen Kirchen-, Niethammer in der deutschen Geistesgeschichte wohl bekannt. 1766 als Sohn des Pfarrers zu Beilstein im Bottwartal geboren, 1784–1789 im Stift – ein Jahr also mit Hölderlin –, ein Liebling Schnurrers, des humanen Ephorus, der ihm gern und häufig schrieb, in Tübingen für Kant gewonnen, war Niethammer 1790 bildungshalber in die Saalestadt gekommen, wo Reinhold kantisch lehrte, bald mit Schiller wie mit andern Freund und nach einigen Zwischenstufen 1795 ordentlicher Professor der Philosophie geworden. (Seit 1797 Professor der Theologie,

wurde er 1804 nach Würzburg, 1808 als Oberstudien- und Oberkirchenrat nach München berufen, wo er das bayerische Schulwesen nach neuhumanistischen Grundsätzen aufbaute. Er starb in hohem Alter hochverdient 1848.) Sein Philosophisches Journal, 1795 begründet, seit 1797 mit seinem Kollegen Fichte redigiert, wurde die führende philosophische Zeitschrift der neunziger Jahre. In Jena brach er gleichsam Bahn für seine großen Landsleute Schelling und Hegel. Er gehörte nicht zu den Meistern, die das Antlitz der Epoche prägten, wohl aber zu den Mittlern hohen Rangs. Sein lautes, offenes Wesen gewann ihm Neigung und Vertrauen der großen Zeitgenossen. Sein Haus in Jena war ein Neutralitätssort des spannungsreichen geistigen Lebens. Den Schwaben, die es, magnetisch fast, zu Schillers und zu Fichtes Wirkungsstätte zog, stand es besonders offen.

In Jena hatte auch Märklin, seinem Briefe nach, die Bekanntschaft mit Niethammer erneuert und ihn zum Freund gewonnen. 1771 in Stuttgart geboren, war er erst im Stift, im Herbst 1788 mit Hegel und zwei anderen zu Hölderlins Promotion gestoßen und einer der Besten geworden. Er machte früh und sicher, wohl ohne Brüche und Konflikte, seinen Weg, den Weg der Begabten und dabei „Soliden“, die nicht – zum heimlichen Kummer des Konsistoriums – in die Fremde ausbrachen, sondern sich der Kirche ihres „Vaterlands“ erhielten: 1797 Repetent im Stift, 1802 Professor an der Klosterschule zu Bebenhausen, 1807 zu Maulbronn, 1814 Dekan in Neuenstadt am Kocher, 1821 Prälat in Heilbronn, wo er 1841 starb. (Vor dem Hintergrunde dieser „Karriere“ werden die weltanschaulichen Bekenntnisse, mit denen sein Brief durchsetzt ist, um so interessanter.) Er war übrigens der Vater des ebenso begabten Christian Märklin (1807–1849), des Kompromotionalen und Freundes von David Friedrich Strauß, der dem Frühverstorbenen 1850 mit seiner so tiefgründigen wie geschliffnen Studie: Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart, ein schönes Denkmal setzte (auch in den Gesammelten Schriften, Bd. 10). Ein Denkmal wird darin gleich eingangs auch dem Vater gesetzt als einem Manne, „welcher mit der hellen Denkart der neuen Zeit noch die ganze Sittenstrenge der alten verband . . . Sittlich streng, aber dogmatisch liberal; unerschrocken im Kampfe für Freiheit und Recht, doch innerhalb fest bestimmter Grenzen; eben so sehr gegen transcendentes Schwärmen ihrer eigenen Vernunft auf der Hut, als gegen die Zumuthung der Auctorität, unverständliche Glaubenssätze anzuerkennen: so war das Geschlecht jener Männer (die wie Hegel und Märklin

ihr Gepräge durch die kritische Philosophie erhalten hatten), und in diesem Geiste hat auch Märklin der Vater während seines langen Lebens gewirkt.“ Von der „Huth“ des jungen Märklin gegen „die Zumuthung der Auctorität“ werden wir nachher gleich ihn selber sprechen hören. Vor Antritt seiner Laufbahn durfte er, wie mancher andre Stifter von besondern Gaben, auf „Universitätsreise“ gehn: über Leipzig, wo er Schelling traf, nach Jena, von dort nach Haus über Halle, Göttingen, Marburg und Frankfurt. Davon erzählt sein großer Brief². Märklin, der Niethammer mit „liebster Freund“ anredet, entschuldigt sein „langes Stillschweigen“ von „dritthalb Monaten“ und fährt nun fort:

(1) Eine große Entschuldigung finde ich in den Begebenheiten der gegenwärtigen, unruhigen Zeit. Noch steht oft und immer gleich reizend die Erinnerung an Jena, an meine dortigen Freunde und an die mir so angenehm unter ihnen verflossenen Stunden vor meiner Seele, aber nähere Auftritte von Abscheulichkeiten drängen sich gewaltsam vor das liebliche Bild, und eine stürmische Gegenwart entreißt mir auch den ruhigen Genuß froher Erinnerungen. Ich fürchte diese Gegenwart nicht und ich werde ihr nicht unterliegen; aber ich verwünsche sie doch, und nur mit bittrem Unwillen ertrage ich sie. Da sind wir nun einem übermütigen, selbstsüchtigen Volke hingegeben, erfahren noch, nachdem wir den Frieden erkaufte haben, die Gräuel des Kriegs und wissen nicht, warum und wie wir dazu kommen; hätten Kraft, uns zu schützen, und zum Teil schon den Muth der Verzweiflung, und man hält uns zurück, und heißt uns gutwillig *dem* uns fügen, was wir abhalten könnten. O der verwünschten Sicherheitsmaximen, bey welchen man immer gewiß verliert, weil man nicht den Muth hat, einmal *alles* zu wagen, um vielleicht *alles* zu erhalten! Ich weiß nicht, soll ich mehr über die Fehler, die von unsrer Seite gemacht worden sind, unwillig seyn, oder über die Franzosen, welche sie benutzten und mißbrauchten! – Voll Begierde, im Fall eines allgemeinen Aufgebots auch meinen Arm dem Vaterlande zu widmen, eilte ich von Frankfurt hierher; – ich fand es, verrathen von den Feigen die dafür hätten sterben sollen, wenn diese Elenden etwas höheres kennten, als zu leben, verlassen von denen, welche gerade in solchen Fällen am meisten zeigen sollten, daß sie um des Ganzen willen da seyen; es war alles verloren, der Zeitpunkt des Widerstandes vorüber, und nur gütliche Unterhandlungen konnten das ärgste abhalten. Sie wissen wahrscheinlich schon aus öffentlichen Blättern, wie Theuer wir den Waffenstillstand bezahlt haben, vielleicht auch schon, daß dessen ohngeachtet unendlich viel geplün-

dert, verderbt, verheert worden ist, daß man tägliche Klagen über Räubereyen und persönliche Mißhandlungen, besonders auf dem Lande, hört, und daß vor der Abschließung des Waffenstillstandes in den Gegenden, wo damals die Fr. schon eingerückt waren, sehr viel böses verübt worden ist. So höre ich erst heute, daß allein im Neuenburger Oberamte der Schaden auf 400,000 f geschätzt wird. Pfarrer besonders sind beynahe überall ausgeplündert und mißhandelt worden. – Doch – lassen Sie uns unsre Blicke von diesem Unwesen abwenden, das durch Klagen nicht gebessert wird! – Es soll im nächsten Monat ein Landtag gehalten werden; – ob *der* wol der Sache helfen wird? Es werden nur recht erfahrene, alte Herren, mit großen Perücken dabey seyn, und an guten Einfällen wird's nicht fehlen, wenn das Sprüchelchen noch wahr ist: Den Seinen giebt Er's schlafend! –

Mir und den meinigen ist übrigens, die Lasten abgerechnet, welche das ganze Vaterland trägt und woran alle einzelne Theil nehmen, besonders nichts schlimmes begegnet; ich war aber in jener stürmischen Zeit, wo jeder einzelne sein eigener Richter und Rächer seyn mußte, jeden Augenblick gefaßt, den Säbel zu ziehen, und, ehe ich mich und die meinigen mißhandeln ließe, einen Gang auf Leben oder Tod zu wagen. –

(2) Ihren Brief habe ich in Göttingen erhalten... Meine Ankunft in Göttingen wurde dadurch etwas verspätet, daß ich von Halle aus dahin einen Umweg durch den Harz, über Ballenstädt, Blankenburg, Elbingerode, den Brocken und über Andreasberg nahm. Ich habe auf diesem Wege viel Vergnügen gefunden, die schönsten Felsenparthien und die interessantesten Merkwürdigkeiten des Harzes gesehen. Auch davon kann ich Ihnen gegenwärtig keine ausführlichere Nachricht geben, ich habe biß jezt noch keine Zeit gefunden, mein Tagebuch in Ordnung zu bringen. In Göttingen blieb ich einige Wochen, die ich sehr angenehm zubrachte, fast immer unter Landsleuten, und darum beynahe in der angenehmen Illusion, schon zu Hause zu seyn. Sie fragen, wie ich die Göttinger gefunden habe? – *Im Ganzen*, als sehr gebildete, feine Leute, aber ich habe an ihnen die genialische Unbefangenheit des Urteils oder doch die Freymütigkeit vermißt, welche mehrere der Jenenser charakterisirt. Sie schienen mir, was besonders Philosophie und Theologie betrifft, fast durchweg Einen Strich und Einerley Maximen zu haben, Maximen der Klugheit, nach welchen es für eine Sünde – wenn auch nicht gegen das Gewissen, doch

gegen die Politik gilt, jede neue Entdeckung einer gefährlich scheinenden Wahrheit sogleich ohne Rückhalt auch dem exoterischen Publikum mitzuteilen. – Spittler und Plank haben mich vorzüglich interessirt, diese zwey haben unter allen am meisten genialisches. Spittler ist ein Mann voll Geist, und, wenigstens in seinem Betragen gegen mich, von einer Herzlichkeit, welche mich sehr an ihn anzog. Sein akademischer Vortrag ist der vorzüglichste, den ich je hörte. Ich war, so oft ich konnte, in seinem Hause, denn auch seine Frau ist sehr liebenswürdig, und in meinen Augen vielleicht darum desto liebenswürdiger, weil ich in Ihr einmal wider ein Beyspiel sah, daß auch der abgeschmakte Dämon unsrer schwäbischen MädchenErziehung völlig ausgetrieben werden könne. Plank habe ich als einen sehr biedern, lebhaften Mann gefunden, der, wenn er schon in theologischen Dingen nicht immer ganz unbefangen urteilt, doch gegen andersdenkende sehr billig ist, und zu viel Scharfsinn hat, um schlechtweg altgläubig zu seyn. Mit Ihren Briefen über den Religions-Indifferentismus schien er sehr zufrieden zu seyn. – Sie nennen unsern Landsmann, den *D. Theol. St-n lendenlahm* – daran thun Sie ihm Unrecht; das erste-mal, daß ich ihn in G. sah, fand ich ihn auf dem Tanzboden, wo er sich unter – Damen herumtrieb. Freylich entfliegt er nur selten seiner Studirstube, um solche Zirkel zu finden, und allerdings ist es auch dann ein schwerfälliger Flug. Er mag ein braver Mann seyn, aber ein unbefangener Denker ist er nicht, er ist sehr fleißig, aber dieser Fleiß der Studirstube ist die Agonie des Geistes. Die Philosophie vertritt bey ihm auch noch Magddienste, und erliegt, wie natürlich, unter der herkulischen Arbeit, die dogmatischen Fächer zu säubern, ohne sie einzu-reißen. – Seyffer ist nicht mehr der lebhafteste, unterhaltende Gesellschafter, der von einem Damenzirkel zum andern eilte, er ist still, düster und bey-nahe verlegen in größeren Zirkeln, und auch das hat – ein Weib getan! – Eichhorn, in dessen Hause ich mehr-mals war ist ein sehr artiger, auch für den Umgang interessanter Mann, und der Mann hat eine liebens-würdige Tochter. . .³

Die übertriebenen Nachrichten von dem Schicksal von Stuttgart, welche durch einige öffentliche Blätter verbreitet wurden, haben Ihnen vielleicht auch Unruhe gemacht. Es ist wahr, daß eine Abteilung österreichischer Kavallerie sich fechtend durch die Stadt zurückzog, daß darin mehrere von beyden Seiten und zufällig auch zwey Bürger getödtet wurden, und daß auf unsern nächsten Bergen einige Stunden kanonirt wurde. Es fielen auch einige Kugeln theils

in der Stadt, theils vor der Stadt nieder, und ich habe selbst manche an dem Kirchthurme, auf dem ich war, vorbeypfeifen hören, und niederschlagen gesehen, aber es wurde nichts verbrannt oder in Grund geschossen.

(3) Ihrem Auftrag zufolge habe ich die Stimmung in Göttingen in Beziehung auf die kritische Philosophie sondirt, aber sie nicht so günstig gefunden, daß Hoffnungen von einiger Zuverlässigkeit darauf gegründet werden könnten. Unter den Professoren welche meist Empiriker sind, ist die Abneigung gegen die apriorische Weißheit, wie sie es nennen, bey-nahe allgemein und entschieden, und unter den Studenten ist noch kein Enthusiasm für die neue Philosophie erwacht, vielleicht selbst jene Abneigung auf sie transpirirt. Auch *Plank* und *Spittler*, mit welchen ich von der Sache bestimmter sprach äußerten keine günstigen Erwartungen von dem Erfolg einer solchen Spekulation auf Göttingen. . . .

(4) Von dem Schicksal des philosophischen Journals habe ich, da uns seit einigen Monaten die Zeitungen aus Sachsen fehlen, seit Ihrem Briefe nichts weiteres erfahren. Ich bitte Sie, mir, wenn die Sache, wie ich hoffe, wider gut arrangirt ist, davon Nachricht zu geben, und, im Fall meine Abhandlung ganz abgedruckt wäre, mir die bestellten 24 Exemplare davon sobald Sie können, zuzuschicken. – Ich werde, weil es doch biß zu meiner Repetition nicht lange mehr anstehen kann, hier, bey meinem Vater, bleiben; auch bin ich schon gebeten die Zeit während des Landtags, wobey mein Onkel in Denkendorf hier seyn wird, statt seiner in Denkendorf zuzubringen. Ich möchte lieber seine Stelle bey dem Landtag vertreten, um ein kräftiges, patriotisches Wort zu sprechen. – . . .

(5) Meine Freundinnen und Freunde in Jena versichern Sie meines freundschaftlichsten Andenkens, und daß ich meine angenehmste Erholung darinn suche, mich in der Erinnerung in Ihre Kreise zu ver-setzen. Ich hoffe, sie werden mir diese Freude gönnen, und auch in ihrer Einbildung mich zuweilen wider unter sich aufnehmen. . . *Mdme Paulus* habe ich hier gesprochen; ich war überrascht, sie schon im Vater-lande zu sehen; ich hoffe, ihr Mann werde sie ab-holen. Empfehlen Sie mich Ihm, und geben Sie Ihm den beygeschlossenen Brief. – *Göriz* grüßen Sie recht herzlich von mir, und sagen Sie Ihm, ich habe schon längst den guten Willen, Ihm zu schreiben, und ich hoffe, es soll nicht lange mehr bey dem bloßen Wollen bleiben. Sagen Sie Ihm, Er solle Sich darauf gefaßt

machen, nächstens *ad examen consistoriale* vocirt und zu einer Pfarre *nominirt* zu werden. Er dürfe auch darüber gar nicht in Verlegenheit seyn, daß, nach hergebrachter Terminologie *ad Spartam Martha accedat*, denn wir haben hier der ehelustigen Mädchen so viele, daß wir entweder die Polygamie einführen, oder eine Mädchenkolonie nach der Südsee schicken müssen. –

Empfehlen Sie mich bey Mdme Döderlein und Eber, im Mereau'schen, Asverus'schen, Eckardt'schen, Schiller'schen und Ilgen'schen Hause, bey Fichte, Woltmann und wem etwa sonst mein Andenken nicht fremd geworden ist. . . Sie fragen vielleicht: wie ich hier lebe? und ich sage Ihnen, bißher ganz angenehm. Ich bin abwechselnd bald hier, bald auf dem Lande; habe meine alten Bekanntschaften erneuert, und manche neue gemacht, u manche Leute erträglicher Gefunden, als ich sie erwartete. Ich habe mir einen kleinen Zirkel gemacht, in welchem mir die Zeit verfliegt, ohne daß ich weiß, wie? und ich werde vielleicht auch Stuttgart ungern verlassen, um nach Tübingen zu gehen. Doch bin ich auf meiner Huth, am meisten gegen mich selbst, damit es den Leuten weder im Guten noch im Bösen gelinge, mich in das alte gewöhnliche Geleise des herkömmlichen Schlendrians zu bringen. Noch bin ich auch wegen meines Glaubens nicht in Anspruch genommen worden; auf wie lange ich so unangefochten bleiben werde, weiß ich nicht, inzwischen bin ich bereit, meine Überzeugungen zu vertheidigen und festzuhalten gegen List und Gewalt von außen und gegen den uns innewohnenden bösen Nationaldämon der Gemächlichkeit, der uns sogleich wider aufs Alte führt. Leben Sie recht wol, liebster Freund, und bleiben Sie mir auch nur zum Teil so herzlich gut, als ich es Ihnen bin.

Ganz der Ihrige M.

Sagen Sie der Mdme Mereau, daß ich unter andern angenehmen Erinnerungen an Sie unterwegs auch die gehabt habe, bey dem Medailleur Abramson, welchen ich in Göttingen traf, eine Abbildung von Ihr in Wachs zu sehen, ganz so niedlich und lieblich, wie Ihr kleines Figürchen selbst. –

Lassen Sie es doch mit dem antworten nicht solange anstehen als ich.

Ich wollte noch einen Brief an Mdme Asverus beylegen, aber ich wurde verhindert, ihn zu vollenden. Sagen Sie Ihr, daß er längst angefangen sey, und nächstens abgeschickt werden soll, versichern Sie Ihr recht viel Liebes und Gutes von mir, und Sie soll mein Stillschweigen doch ja keiner unfreundschaftlichen Gleichgültigkeit zuschreiben. Ich habe oft,

recht sehr oft an Sie gedacht und ein andächtiger Katholik könnte nicht mit innigerer Rührung vor der heil. Maria beten, als ich oft vor Ihrem Schattenrisse – gestanden habe. –

Es ist mir doch noch möglich geworden, meinen Brief an Mdme A. zu beendigen. Seyen Sie so gütig, ihn Ihr einzuhändigen. –

(Der vorletzte Abschnitt ist von Märklin gestrichen und durch den letzten ersetzt.)

Ein aufschlußreiches Stimmungszeugnis ist der erste Teil des Briefes. Den jungen Theologen litt es nach dem Einbruch der Franzosen nicht mehr in der Ferne: es trieb ihn heim, „im Fall eines allgemeinen Aufgebots“ dem Vaterland mit der Waffe zu dienen. Wir kennen diese Stimmung aus dem Anfang 1794, als die Pfalz zum großen Teil erobert, Württemberg bedroht war. Damals hatte Herzog Ludwig Eugen eine Volksbewaffnung zur Verteidigung des Landes eingeleitet, das, wie auch die Nachbarländer, „ein allgemeiner waffenfreudiger Zug“ erfaßte, der jedoch bald erlahmte⁴. – Der Brief spricht doch wohl nicht nur persönliche Stimmung aus, sondern die Gesinnung vieler in der geistigen Jugend Württembergs. Da wurde kraftvoller, heroischer Widerstand als möglich und rühmlich, die Schwäche der Regierung als verächtlich, der Friedensschluß als Schmach empfunden. Es ist nicht bezeugt, doch immerhin wahrscheinlich, daß auch Märklin, wie viele der Besten im Stift – Hölderlin, Hegel, Schelling –, von den Ideen der Französischen Revolution hingerissen wurde, als diese um 1792/93 an die Mauern des alten Hauses brandeten. Dann ist sein Brief ein Zeugnis starken Umschwungs angesichts der Wirklichkeit. Da drängt sich ein Vergleich auf: mit Hölderlin. Er weilte damals in Kassel, wohin Frau Gontard aus dem bedrohten Frankfurt mit ihren vier Kindern, deren Erzieherin und Hofmeister geflohen war. Von dort schreibt er seinem Bruder am 6. August, nur wenig früher als Märklin: er ist besorgt um die Seinen daheim in „den großen Begebenheiten“, besonders um die Mutter, von der er weiß, „wie viel sie unter solchen Umständen durch ihren Sinn und ihre Demuth leidet“; dann aber fährt er in gehobnem Tone fort⁵:

„Dir, mein Karl, kann die Nähe eines so ungeheuren Schauspiels, wie die Riesenschritte der Republikaner gewähren, die Seele innigst stärken. – Es ist doch ganz was leichters, von den griechischen Donnerkeulen zu hören, welche vor Jahrtausenden die Perser aus Attika schleuderten . . ., als so ein unerbittlich Donnerwetter über das eigne Haus hinziehen zu sehen“. –

Nochmals (in Teil 1 gegen Schluß und Teil 4) gibt Märklin als Angehöriger der Jugend des Landes oppositionelle Gesinnung zu erkennen in dem skeptischen Vorblick auf den bevorstehenden Landtag. Dieser wurde 1796 nach sehr langer Zeit – Karl Eugen hatte oft im Streit mit der Landschaft gelegen – zum ersten Male wieder

ausgeschrieben. Die Einberufung stand im Schatten des Krieges und der Not des hartbetroffenen Landes. Sie zog eine Hochflut von reformerisch – nicht eigentlich revolutionär – gesinnten Flugschriften nach sich⁶. In diese Reformbewegung dachte auch Hegel in Frankfurt noch 1798 eine Schrift: Über die neuesten Verhältnisse Württembergs, hineinzuwerfen; doch blieb er im Entwurfe stecken⁷. Anders Märklin, der seinen Onkel, den Prälaten von Denkendorf, der im Landtag Sitz und Stimme hatte, lieber in diesem als in der Klosterschule dort vertreten möchte, „um ein kräftiges, patriotisches Wort zu sprechen“. Da er dem Vaterland nicht mit der blanken Waffe hatte dienen können, griff er zur Waffe der Feder und veröffentlichte im September anonym eine kleine Flugschrift: Gedanken über die Wahl der Abgeordneten zum Württembergischen Landtage, dann eine größere, sozial- und steuerpolitischen Inhalts: Untersuchungen und Vorschläge über die Umlegung der französischen Kontribution in Württemberg. In der ersten vertrat er freimütig die demokratische, antibürokratische Auffassung, es müsse dem Volke freistehn, in den Landtag jeden Mann, der nur rechtschaffen und verständig sei, zu wählen, nicht nur Beamte „von Gericht und Rat“. –

Nach dem zeitgeschichtlichen Hintergrund tut sich im zweiten und dritten Teil des Briefes ein kultur- und geistesgeschichtlicher auf, der über die Grenzen Württembergs hinausliegt. Nach Jena hatte Märklin Göttingen besucht. Die Georgia-Augusta dort, erst 1737 gegründet, ein rechtes Kind der Aufklärung, war von Deutschlands Universitäten die „feinste“ und teilte seit kurzem erst mit Jena den Ruhm, auch die fortschrittlich führende zu sein. Wie dort zogen den jungen Gelehrten vornehmlich die bedeutenden älteren Landsleute an, die Göttingen gerufen und die fast alle das Stift gebildet hatte: der berühmte Historiker Ludwig Timotheus Spittler (1752 bis 1810), den 1797 seine Heimat als Staatsmann zurückholte; der bahnbrechende Orientalist und Alttestamentler Johann Gottfried Eichhorn (1752–1827), der in seinem Denken mit Herder verwandt war; unter den Theologen Gottlieb Jakob Planck (1751–1833), Freund Spittlers, vorwiegend Kirchenhistoriker, schon damals eine der „hervorragendsten Zierden“ Göttingens, seinem eigenen Wort zufolge Vertreter eines „rationalistischen Supernaturalismus“, um Ausgleich der Spannungen zwischen zwei theologischen Hauptrichtungen des 18. Jahrhunderts bemüht, und dessen Freund Karl Friedrich Stäudlin (1761–1826), ein Bruder Gotthold Friedrich Stäudlins in Stuttgart, des „Oberpriesters der schwäbischen Musen“, der in seinen Almanachen 1792/93 Hölderlin mit seinen Tübinger Hymnen in die literarische Welt eingeführt hatte; – dazu der Mathematiker und Astronom Karl Felix Seyffer (1762–1821), der um Ostern 1790 vermutlich der Begleiter Gottfried August Bürgers auf seiner so verhängnisvollen Reise nach Stuttgart, zu Elise Hahn, gewesen war⁸.

Die knappen, zum Teil ironisch-humoristisch getönten Skizzen, die Märklin im zweiten Teil von seinen gelehr-

ten Landsleuten entwirft, können hier nicht eingehender gewürdigt werden; sie mögen immerhin ein Bild ihres Wesens und Wirkens reizvoll ergänzen.

Viel aufschlußreicher sind die allgemeineren Urteile und Bekenntnisse des jungen Theologen. Da tritt in seiner ganzen hochgemuten – fast muß man sagen: hochmütigen – Haltung der begabte Stifter der ersten neunziger Jahre auf den Plan: der Stifter, den schon in Tübingen der Kritizismus Kants, in Jena dann die Wissenschaftslehre Fichtes gepackt und geprägt hat, – der Stifter, der – vorerst nur oder endgültig, das ist die Frage seiner weiteren Entwicklung – mit der Offenbarungs-Theologie seiner Tübinger Lehrer „fertig“ ist und in der transzendentalen, der kritisch-idealistischen Philosophie den absoluten Standpunkt gefunden hat, von dem aus er die Welt – die Welt der Theologie vor allem – bewegen zu können meint, bewegen helfen will. Märklin selbst veröffentlicht noch 1796 in Niethammers Philosophischem Journal eine theologisch-philosophische Abhandlung, von der im vierten Teil des Briefes kurz die Rede ist und die im Titel schon verrät, wes Geistes Kind sie ist: „Versuch einer transzendentalen Erörterung der Unsterblichkeit“. Manches in seinem Brief erinnert an den Briefwechsel zwischen Hegel und Schelling in den Jahren 1794/95. Von seinem Standpunkt aus fällt Göttingen notwendig ab gegen Jena. Er vermißt an den Göttingern, bei aller feinen Bildung, „die genialische Unbefangenheit des Urteils“, die Kühnheit und „Freymütigkeit“ der führenden Geister an der Saale. Der Theologe Stäudlin ist für ihn „ein braver Mann“, aber kein „unbefangener Denker“; sein Fleiß ist „Fleiß der Studirstube“ und als solcher „Agonie des Geistes“; vornehmlich aber schaut der philosophisch orientierte junge Theologe darum auf ihn herab, weil die Philosophie bei ihm „noch Magddienste vertritt“, nach der Tradition des Mittelalters „ancilla theologiae“ ist, und weil er die Transzendentalphilosophie dem Dogmatismus alten Schlages dienstbar machen möchte. Für Märklin ist dieser Versuch – der ja auch in Tübingen gemacht wurde – eine „herkulische Arbeit“. So hätten auch Hegel und Schelling sprechen können. Dem großen Planck gesteht er wenigstens zu, nicht „schlechtweg altglaublich zu seyn“⁹. Aber die Göttinger alle sind ihm in ihrer Stellung zu dem brennenden Problem des Verhältnisses von „Philosophie und Theologie“ mehr klug als kühn, zu vorsichtig und „politisch“, um „jede neue Entdeckung einer gefährlich scheinenden Wahrheit“ – der Transzendentalphilosophie – „sogleich ohne Rückhalt auch dem exoterischen Publikum mitzuteilen“. Sie sind zu sehr „Empiriker“, als solche „gegen die apriorische Weißheit“ eingenommen, daher auch die Studenten noch ohne „Enthusiasm für die neue Philosophie“. Göttingen wäre darum auch kein günstiger Boden für einen Mann wie Niethammer. Es ist interessant, daß Märklin von dem älteren Freund in Jena förmlich den „Auftrag“ mitbekam, „die Stimmung in Göttingen in Beziehung auf die kritische Philosophie“ – und damit offenbar den Boden für ein Wirken Niethammers dort –

zu sondieren (Teil 3). Für sich selbst aber ist der junge Anwärter auf eine Repetentur im Stift entschlossen, sich nicht „in das alte gewöhnliche Geleise des herkömmlichen Schlendrians“ bringen zu lassen, seine philosophischen „Überzeugungen zu vertheidigen“, sich zu wehren „gegen den uns inwohnenden bösen Nationaldämon der Gemächlichkeit, der uns so gern wider aufs Alte führt“ (Teil 5). Auch dies hätte Schelling schreiben können oder Hegel, der Anfang 1795 in einem Brief an den Jüngeren, der sich noch im Stift befand, das theologische „System des Schlendrians“ in Tübingen geißelte, – oder auch Hölderlin, der an Hegel, als dieser eine Repetentur erwog, im November 1795 schrieb: „für Dich wär' es wohl Pflicht, insofern Du den Todtenerwecker in Tübingen machen könntest; freilich würden die Todtengräber in Tübingen ihr Möglichstes gegen Dich thun“¹⁰.

So wird in Märklins Brief ein Generations-, aber auch ein Promotionsgeist spürbar: der Geist der Besten, Kühnsten jener Promotion, die in den entscheidenden Jahren ihrer Bildung von den Ideen der kritischen Philosophie und der Französischen Revolution berührt wurden. Zu ihnen gehörten neben Hölderlin und Hegel auch Märklin und der Primus Renz, den Schelling „in Bezug auf Talent und jede Vortrefflichkeit über alle seine Freunde“ setzte und den noch 1821 sein Dekan im Visitationsbericht als „genialen Mann von allseitiger Anlage und Kenntnis“ bezeichnete⁹. Renz und Märklin freilich schlossen ihren Frieden mit der Kirche ihrer Heimat, in deren Hierarchie Märklin als Prälat bis zu den obersten Rängen aufstieg. Ein weites Feld, dieser Ausgleich, dieser Wandel hochbegabter Stiftler!

Der fünfte, letzte Teil des Briefes führt zurück nach Jena. Märklin grüßt seine „Freundinnen und Freunde“ dort. In seinem nicht sehr langen Aufenthalt hatte er deren offenbar viele gewonnen, sich in ihrem Kreise wohl gefühlt und mit dem geistigen auch das gesellschaftliche Leben munter mitgemacht. Die Menschen, die er mit Grüßen bedenkt, die Häuser, worin er verkehrte – ein stattlicher Katalog –, brauchen nicht alle besprochen zu werden; hervorgehoben seien nur Schiller und Fichte, der Historiker Woltmann, der Jurist Mereau, die Theologen Döderlein und Eberhard Gottlob Paulus (1761 bis 1851) aus Leonberg, Zögling des Stifts auch er, „einer der Väter, aber auch der letzte Epigone des theologischen Rationalismus im 18. Jahrhundert“¹². – Vornehmlich aber scheint es dem gesellschaftsfrohen jungen Theologen die Weiblichkeit von Jena angetan zu haben: „Madame Paulus“ (1767–1844), eine Base ihres Mannes, ein lebhaft-zierliches, gescheites Wesen, „die kleine Frau“, wie Goethe sie zu nennen liebte, der einmal von ihr schrieb: „die Natur kann . . . eine Weile operieren, bis sie ein so neckisches Wesen zum zweitenmale zusammenbringt“; „Madame Asverus“, die Frau des Universitätssyndikus, und „Madame Mereau“: die Dichterin Sophie Mereau (1770–1806), „eine reizende kleine Gestalt, zart bis zum Winzigen, voll Grazie und Gefühl“¹³, die damals mehr als einem angehenden Gelehrten den Kopf verrückte und

sich 1803 von ihrem Manne scheiden ließ, um die Frau Clemens Brentanos zu werden. Was hätten wohl die gestrengen „Oberen“ im Konsistorium zu Stuttgart gesagt, wenn sie in dem Brief ihres Stipendiaten das Nachwort zu lesen bekommen hätten: das zierlich gedrechselte Kompliment an die zierliche Sophie Mereau und die Huldigung für Frau Asverus, vor deren Schattenriß der protestantische Theologe so innig gerührt wie „ein andächtiger Katholik . . . vor der heil. Maria“ gestanden zu haben versichert. Da sind aufrichtig-zärtliche Verehrung, Galanterie und Ironie wohl kaum zu sondern. Da wird Empfindsamkeit in leisem Übergang zu romantischem Frauenkulte sichtbar¹⁴.

Das alles lenkt den Blick nochmals auf Hölderlin. Er hatte Jena knapp ein Jahr vor Märklin, Ende Mai 1795, verlassen, und ungefähr ebenso lang, mehr als ein halbes Jahr, dort gewilt und Fuß zu fassen gesucht. Von seinen Briefen aus Jena sind dreizehn erhalten. Sie berichten von mancherlei Verkehr: vornehmlich mit Schiller, der ihn zärtlich seinen „liebsten Schwaben“ hieß, und Niethammer, den er im Rückblick seinen „philosophischen Mentor“ nannte; ferner mit Goethe und Herder, mit Fichte und Paulus, Woltmann und Sinclair, endlich mit Landsleuten wie dem Pfarrerssohn und Mediziner Camerer von Sondelfingen, von dem er später seiner Schwester schreibt: „Er ist einer von den wenigen Menschen, die mich eigentlich kennen; . . . er sah mich in Jena fast alle Tage, an Leib und Seele im höchsten Negligee. Mir ist er durch diesen Umgang aufs ganze Leben lieb geworden“. Der Dichter hat also durchaus in Jena nicht so isoliert gelebt, wie man gemeint hat. Und doch bekennt er selbst einmal: „Ich lebe ser stille, ganz nach meinem Wunsche“. Er suchte mit dem Geist der Saalestadt vertraut zu werden, deren „Seele“ für ihn Fichte war; an dem regen, leichten Leben der Gesellschaft Jenas nahm er, anders als sein Stiftsgenosse Märklin, wenig Teil, im Lauf der Zeit wohl immer weniger. „Meine eingeschränkte Zeit ließ es mir auch nicht zu, die schönen und lustigen Cirkel zu besuchen. Einmal war ich schuldigerweise bei Madam Paulus, wo ich mich aber lieber an den Professor hielt“: so schreibt er seiner Mutter lakonisch und summarisch im Dezember 1794. Überhaupt ließen ihn, wie er versichert, in Jena „die Mädchen und Weiber eiskalt“; fand er doch an ihnen „etwas Zuvorkommendes, das nichts weniger als Grazie, und etwas Zurückstoßendes, das nichts weniger als Würde ist“. In der etwas forcierten Antithese zeichnet sich ein Frauenbild ab, das in sich die Gegensätze harmonisch aufhebt, Anmut und Würde vereint. Der Dichter fand es ein Jahr später in der Wirklichkeit: in Frankfurt. „Lieblichkeit und Hoheit . . . ist Ein seeliges Eins in diesem Wesen“¹⁵. Im Traum von diesem Bilde mußte der Dichter Diotimas und Hyperions unberührt vorbeigehen an den „schönen und lustigen Cirkeln“ Jenas, in denen andre sich ergehen durften.

Seine Laufbahn führte Märklin weit von jenen Zirkeln weg. Doch ein paar „Reliquien“ aus Jena blieben offenbar

ihm wert genug, sie aufzuheben. In der Württ. Landesbibliothek sind zwei Briefe an ihn von Mad. Christel Asverus, vom 5. Juni und 28. September 1796; reizvolle Zeugnisse unbefangenen freundschaftlicher Neigung; ferner der ihm so teure Schattenriß von ihr, der ein liebliches Köpfchen, ein kapriziöses Persönchen vermuten läßt; dazu auch einer von Mad. Döderlein, und endlich je ein zierliches Stammbuchblättchen von den beiden Damen und von Niethammer. Frau Asverus, die mit ihm, als er von Jena schied, bis Altenburg, ihrer Heimat, gereist war, schrieb ihm dort am 1. Mai Gedenkworte, die dem Leser noch heute von dem Reiz des geselligen Lebens damals einen Hauch vermitteln und ihm ein leises Lächeln entlocken mögen.

Sie haben mich oft gesehen wie Sie es nicht wünschten: Muthwillig, nennen Sie es. Ich wünsche mir diese Stimmung noch lange, mir scheint sie ein Zeichen von Kraft. Da sie Ihnen aber nicht behagt, u. ich eines so sehr geachteten Freundes Urtheil schätze; So möchte ich doch wünschen: Sie dächten bey künftiger Erinnerung an mich mehr unsrer ernsthafteren Gespräche, als iener Poßen.

Das Gedenkblatt von Niethammer dagegen: es gibt uns Einblick in die geistige Welt von Jena, es versetzt uns mitten hinein in die Diskussion von Problemen, die damals die Geister bewegten – Problemen, die zwar mit den gesellschaftlichen Formen zusammenhingen und darin eine Wurzel hatten, dann aber weit über das Leben des Tages emporwuchsen. Wie schon eingangs erwähnt, war Niethammer ein Mittler hohen Rangs. Von einem Abend im Sommer 1795, an dem sich in seinem Hause Fichte, Hölderlin, Novalis trafen, vermerkte er in seinem Tagebuch, man habe „viel über Religion gesprochen und über Offenbarung und daß für die Philosophie hier noch viele Fragen offen bleiben“. Das war ja eins der Grundprobleme der von Kant berührten Stiftler. Jetzt, in seinem Abschiedswort für Märklin, greift Niethammer aus ihren Gesprächen ein anderes, sehr aktuelles Thema auf. Jahrs zuvor hatte Schiller in den Horen seine Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ veröffentlicht, worin er das Verhältnis von ästhetischer und sittlicher Kultur bestimmte. In diesem Raum bewegt sich das Geleitwort Niethammers. Es läßt erkennen, daß sich der junge Gast doch nicht so ganz naiv in jenen „schönen und lustigen Cirkeln“ Jenas erging. Er reflektierte und diskutierte über diese Lebensart. Er nahm sie als Bildungselement: nicht umsonst befinden wir uns in dem Jahre, da der große Bildungsroman der deutschen Klassik – „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ – zu Ende erschien! Das Vademecum Niethammers, das Dialoge der zwei Stiftler restümiert, mag diese Skizze schließen. Es ist datiert: „Jena, 1796. am Tage Ihrer Abreise“.

Aesthetische Cultur und moralische Cultur – sie sind nicht identisch. Die ästhetische giebt nicht die moralische, aber die moralische, leider! auch nicht die ästhetische;

sonst incommodirten uns nicht so oft biedere und doch abgeschmackte Menschen. Beides sind Tugenden, und dem Menschen im Ideal darf keine von beiden fehlen. Gesetzt aber, der Mensch in der Zeit müßte bei seiner Entwicklung die eine der andern aufopfern: welche von beiden würden wir am leichtesten missen: Wir würden freilich gegen die erstere entscheiden müssen – aber, dann möge nur auch die Idee derselben zugleich bei uns vertilgt sein, sonst möchte es wirklich manche Stunde geben, wo wir geneigt wären, sie gegen die zweite wieder einzutauschen.

Möge diese Reflexion, die so oft der Gegenstand unsrer gemeinschaftlichen Unterhaltung war, auch das ihrige beitragen, mir Ihr Andenken zu erhalten. Und sie wird es thun! weil sie Sie immer an die schönen Cirkel erinnern wird, in denen Sie mit mir gemeinschaftlich den Werth beider Tugenden haben fühlen und schätzen gelernt.

Im Anschluß an die Mitteilung des Briefes liegt eine Bitte an die wohlmeinenden Leser dem Verfasser am Herzen. Er bereitet in der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, deren Werk-Bände (1–5) Friedrich Beißner abgeschlossen hat, nach dem 6. Bande (Hölderlins Briefe, T. 1. 2, Stuttgart 1954, 1958) den letzten, 7. Band vor, der die Briefe an Hölderlin und die Zeugnisse der Zeitgenossen über sein Leben und Wirken bieten soll. Nun ist bei Hölderlin die Überlieferung besonders lücken- und trümmerhaft. Der Verfasser hat bei seiner jahrelangen Suche nach unbekannten Dokumenten sehr viel Förderung erfahren; er glaubt jedoch, daß in der schwäbischen Heimat Hölderlins in Privatbesitz noch immer manches liegt, was der Erhellung seines Lebens und Wirkens, seiner Umwelt, seiner geistigen Beziehung dienen kann. Für jeden, auch geringen oder gering scheinenden, Hinweis wird er dankbar sein. Um konkret bei Märklin und seinem Brief anzusetzen: in Teil 2 ist ein Tagebuch seiner Bildungsreise (die auch nach Frankfurt führte, wo Hölderlin seit Ende 1795 lebte), in Teil 5 (in einem hier ausgelassenen Abschnitt) sein Stammbuch erwähnt. Sein Nachlaß ist aber größtenteils verschollen. Er böte sicher Wichtiges, nicht nur in bezug auf Hölderlin. Es wäre dem Verfasser eine Freude, wenn der vorgelegte Brief des in Württemberg bedeutenden Mannes da und dort, vornehmlich in der Familie Märklin, zur Frage und Suche nach seinem Nachlaß Anstoß gäbe. Aber mehr noch: in den Jahren 1802/03 gab Märklin bei Steinkopf in Stuttgart eine – modisch betitelte – Monatsschrift: „Für Geistes- und Herzensbildung junger Frauenzimmer“ heraus. So etwas „zog“ wohl damals; aber die Monatsschrift erschien gewiß in sehr geringer Auflage. Sie ist jedenfalls bis heute völlig verschollen (weder im Zentralkatalog für Baden-Württemberg noch in dem für Hessen noch sonstwo nachzuweisen). Wer weiß, was sie enthielt? Geprüft werden sollte sie jedenfalls. Auch da wird der Verfasser jeden Wink mit Dank begrüßen. Aber nochmals: seine Frage gilt nicht allein den Sachen Jakob Friedrich Märklins.

¹ Darin beschreibt auch Rudolf Magenau, der Stiftsfreund Hölderlins, die Drangsale seiner Gemeinde Niederstotzingen, nordöstlich Ulms. – ² Im Abdruck sind die Eigenheiten der Schreibung bewahrt, Auslassungen gekennzeichnet, der Übersicht halber die Hauptabschnitte in Klammern beziffert und durch blinde Zeilen voneinander abgesetzt. – ³ In dem ausgelassenen Abschnitt erwähnt Märklin kurz „unsren Freund Reinhard“, den er in Göttingen vergeblich anzutreffen hoffte: es ist der Bruder des Stiftlers, der sich in Bordeaux den Girondisten angeschlossen hatte und im Sommer 1795 Gesandter der Französischen Republik bei den Hansestädten Hamburg, Bremen und Lübeck geworden war; – dann den Schwaben Johann Friedrich Hauff, der seit 1794 Professor der Philosophie in Marburg war und den er dort besucht hatte. – ⁴ Vgl. W. Wendland, *Versuche einer allgemeinen Volksbewaffnung in Süddeutschland . . . 1791–1794*, Bln. 1901, S. 140. – ⁵ Stuttg. Höld.-Ausgabe (St. A.) Bd. 6, Nr. 125, 15–22. – ⁶ Vgl. E. Hölzle, *Das alte Recht und die Revolution*, Mchn.-Bln. 1931, S. 171. – ⁷ Vgl. Hölzle S. 181–184 und Th. Haering, *Hegel*, 1. Bd., Lpz.-Bln. 1929, S. 587–590. – ⁸ Seyffer war 1790 auch in Tübingen. Das erwähnt Hölderlin (Nr. 32, 48). Damals hatte ihn wohl Märklin noch als „lebhaften, unterhaltenden Gesellschafter“ gesehen. – ⁹ Verräterischerweise wollte Märklin vor „altgläubig“ zuerst „rechtg(läubig)“ schreiben! – ¹⁰ Briefe von und an Hegel, hg. von J. Hoffmeister Bd. 1, S. 16 (Phil. Bibl. 235, 1952); – St. A. Bd. 6, Nr. 107, 16–18; vgl. die Erl. dazu, mit den wichtigsten Äußerungen Hegels und Schellings. – ¹¹ S. die Erl. zu Nr. 107, 28. – ¹² ADB 25, 287. – Ludwig Friedrich Göriz (1764 bis 1823), den Märklin herzlich grüßen läßt, war ebenfalls Schwabe, Hofmeister des Herrn von Fichard aus Frankfurt, mehrjähriger Tischgenosse Schillers, bald dar-

auf in der Heimat „zu einer Pfarre nominirt“. Seine wertvollen Erinnerungen an Schiller erschienen 1838 im *Cottaschen Morgenblatt*. – ¹³ J. G. Rist, *Lebenserinnerungen* Bd. 1, Gotha 1880, S. 67. – ¹⁴ Nicht ohne Interesse ist ein Bild von Märklin, wie er sich vier Jahre später, als Repetent im Stift, zwei Jahre vor dem Antritt seiner Professur in Bebenhausen, gab. Am 19. 11. 1800 schrieb der in Anm. 12 erwähnte Göriz, nunmehr Pfarrer in Heidenheim, an Niethammer einen ausführlichen, in verschiedener Hinsicht aufschlußreichen Brief (ebenfalls in der UB Erlangen). Er hatte längeren Krankenaufenthalt in Tübingen hinter sich und von Märklin öfters Besuch bekommen. Von dem heißt es nun: „Märklin konnte mir nur durch Reminiscenzen an Jena u. seine lieben Bewohner interessant werden, denn er hat leider einen so hohen Grad von Selbstsucht u. männlicher Coquetterie angenommen, sein Gemüth ist so unruhig u. unzufrieden, er ist so uneinig mit sich selbst, er ist immer von sich selbst herumgetrieben, er sucht seine Zufriedenheit so ganz ausser sich, u. macht so auffallende Ansprüche auf den *Homme de bon ton*, daß es einem in seiner Gesellschaft nicht wohl sein kann. Dabei ist er unter den Tübinger Damen Mode (ohnerachtet er ihnen die sächsischen Damen unaufhörlich lobt) daß er nur selten für andere Menschen zu haben ist. Auch nimmt er sich in der Gesellschaft gleich so viel zum Voraus, daß man ihm die stille Schätzung, auf die er vielleicht sonst Anspruch machen könnte, versagen muß.“ Vielleicht ist dies Verhalten symptomatisch: der begabte und „weltfreudige“ Stiftler, der etwas von der „großen Welt“ gesehen hatte, fand nicht so leicht und nicht so bald in die Verhältnisse daheim zurück. – ¹⁵ St. A. Bd. 6, Nr. 137, 10–14; Nr. 96, 17 f.; Nr. 91, 58–61; Nr. 93, 118 f.; Nr. 90, 50–52; Nr. 123, 13–15.

Weihnachten

Feierlicher Klang der Glocken
Schwingt sich segnend durch das Land,
Aus dem Stern, der leuchtend stand,
Strömt der Weihnacht tief Frohlocken,
Zieht von Herz zu Herz ein Band.

Gießt ein Wunder in die Stille
Aus dem Glanz der Ewigkeit,
Heil'ge Weihnacht tief und weit,
Aus des Heilands Gnadenfülle
Strömt das Licht der Herrlichkeit.

Werner Conzelmann